

„Darum fürchten wir uns nicht!“

Predigt zum Reformationstag am 31.10.2022 in Pforzheim

Arnd Henze – Es gilt das gesprochene Wort!

„Ach, wie lang, ach lange

Ist dem Herzen bange.“

Liebe Schwestern und Brüder,

unsere Herzen sind bange – und deshalb haben auch die Angstprediger wieder Hochkonjunktur. So, wie jener frühere ZDF-Journalist, der zum Erntedankfest in seiner „Predigt“ vor leider großem Publikum alles auffuhr, was sich apokalyptisch dräuend für einen „Wutwinter“ zusammenrühren lässt: Krieg und Corona, Inflation und Geflüchtete, Sanktionen und Blackouts, Gender und Transgender – und als ultimativer Horror die dunklen Mächte, die uns die deutsche Weihnacht mit warmer Kirche und Gänsebraten rauben wollen, so dass am Heiligabend nur noch der Ruf des Muezzins zu hören ist.

Aber der Angst- und Wutprediger sagt seiner vielköpfigen Erntedankfestgemeinde auch, wo sie Hoffnung findet: wenn euer Bargeld eh nichts mehr wert ist, dann gebt es lieber gleich da hinten am Stand aus, wo meine Bücher verkauft werden!

Sie meinen, ich übertreibe? Schön wär´s. Die Angst ist ein perfektes Geschäftsmodell: politisch, religiös und kommerziell!

„Ach, wie lang, ach lange,

ist dem Herzen bange

und verlangt nach dir.“

Wie anders klingt diese Klage in dem wunderbaren Lied, das wir grad gesungen haben. Es ist nicht nur der Text – es ist vor allem diese zarte, zerbrechliche Melodie mit dem tiefen Seufzer auf dem Wort „bange“ – jede und jeder von Ihnen wird ihn mit ganz persönlichen Gedanken und Sorgen gefüllt haben. Aber richtig tröstlich klingt dieser Seufzer doch erst, wenn wir ihn nicht vereinzelt, sondern gemeinsam in die Akustik dieses riesigen Raumes singen!

Vor vielen Jahren musste ich als Theologiestudent eine Predigt schreiben, die ich von meinem Dozenten mit einem langen Kommentar in roter Tinte zurück bekam: Die Predigt, so das kritische Fazit, beschäftige sich zu viel mit den Sorgen der Welt und biete zu wenig Trost für die „angefochtenen Seelen des Predigthörers“. Im Übrigen sei meine Sprache doch sehr journalistisch – sie könne ruhig ein wenig pastoraler werden.

Wie Sie sehen, habe ich mir die Kritik bei der Berufswahl zu Herzen genommen – wenn auch etwas anders, als es der Dozent vielleicht gemeint hat.

Aber im Ernst: Was ist das für eine merkwürdige Gegenüberstellung? Hier die Sorgen der Welt, dort die angefochtenen Seelen des Predigthörers? Wie kann denn das, was uns an Konflikten und Nöten in dieser Welt immer näher rückt, nicht auch unsere Seelen anfechten. Was mir mein Professor damals beibringen wollte, war eine Vorstellung von Seelsorge, die die Anfechtungen und Bedrängnisse der Seele zur Privatsache macht – als brauche es in einer Welt aus den Fugen nicht auch den öffentlichen Raum zum Seufzen, Klagen, Hadern – zum Eingestehen von Überforderung und Ratlosigkeit, von Angst und ja: auch Wut! Öffentliche Seelsorge im öffentlichen Raum – damit dieses Vakuum nicht von den Angstpredigern gefüllt wird.

Diesem Seufzen der bangen Seelen begegne ich inzwischen an vielen Orten – sogar schon im Sonntagsgottesdienst, wenn ein befreundeter Pfarrer in der Sonntagspredigt (mit einem entschuldigenden Lächeln in meine Richtung) gesteht, er müsse sich inzwischen schon zwingen, die Tagesschau zu sehen, weil sie ihm jeden Abend die gute Laune verderbe. Mein erster Impuls war, empört zu widersprechen - aber er spricht doch nur aus, was längst viele empfinden.

Und zur Wahrheit gehört auch: Dem „Ich kann es nicht mehr hören“ steht auch bei mir zunehmend das Gefühl gegenüber: „Ich kann es nicht mehr sagen“. Zumindest nicht mit den Mitteln der Nachrichtensprache. Ich spüre, wie mir die Bilder und die Sprache ausgehen, um die Grauen dieses mörderischen Krieges in der Ukraine immer wieder neu zu erzählen.

Dabei können wir viel zu viele Bilder ja gar nicht zeigen, weil sie schlicht unerträglich sind. Es bleiben Bilder zerstörter Häuser und die Worte verzweifelter Menschen, die sich aus der Distanz und auf den ersten Blick oft ähneln – und doch nicht zum Klischee werden dürfen.

Sie dürfen nicht austauschbar werden: jedes einzelne Bild steht für eine ganz eigene, unverwechselbare Erschütterung im Leben von Menschen, von Familien und Nachbarschaften. Und auch in einem kurzen Nachrichtenfilm bleibt die Herausforderung, jede Gewöhnung, jedes Abstumpfen gegenüber diesen Erschütterungen zu vermeiden und ihr etwas entgegenzusetzen.

Wenn ich dann abends auf dem Fahrrad nach Hause fahre, dann spüre ich, wie ich im Kopf nach einer anderen Sprache suche – und ich finde sie in alten Liedern, die sich in mir wieder neu als Ohrwurm festgesetzt haben. Texte und Melodien, die mir „Seelenbrot“ sind, um eine wunderschöne Wortschöpfung von Wolf Biermann zu nutzen.

Auch der Psalm 46 ist so ein Seelenbrot, das mitten in unsere Zeit hineinklingt.

Was für eine intensive, was für eine ungebändigte Sprache! Wer immer dieses Lied geschrieben hat: da steht jemandem das Wasser bis zum Halse! Da bricht jemandem der Boden unter den Füßen weg! Berge versinken im Meer – die Schöpfung verkehrt sich in ihr Gegenteil. Das Chaos, das Tohuwabohu kehrt zurück.

Und mittendrin – und gerade nicht als Flucht daraus: „Darum fürchten wir uns nicht.“

„Berge versinken im Meer“ – es wird uns nicht schwerfallen, diese Beschreibung von Chaos und Zerstörung mit eigenen Bildern zu füllen. Aber wie schaffen wir es, dann auch in diesen zuversichtlichen Ruf mit einzustimmen „Darum fürchten wir uns?“

Wenn ich eine Melodie für dieses Lied suche, muss ich mich erst von einer anderen befreien – einer falschen, einer vergifteten und furchtbar missbrauchten.

Als Luther vor 500 Jahren versucht hat, unseren Psalm in ein Lied seiner Zeit zu übertragen, wurde „Ein feste Burg ist unser Gott“ noch zur Harfe und vielleicht zur Blockflöte gesungen.

Trotzdem hatte Luthers Lied von Beginn an etwas martialisch-trotziges. Und deshalb war es nur ein kleiner Schritt, die ursprünglich fast tänzerisch-leichte Melodie mit ihren vielen Synkopen auf die strenge Linie eines stampfenden 4-Vierteltaktes zu trimmen.

So wurde „Ein feste Burg“ zur Hymne eines triumphalistischen Nationalprotestantismus, mit der im 1. Weltkrieg hunderttausende deutscher Soldaten religiös aufgeputscht auf die Schlachtfelder in Frankreich zogen, dort grausam töteten und starben.

Auf einem Eisenbahnwaggon, der 1915 an die Westfront rollte, stand in großen Buchstaben:

„Deutschland singt den ersten Vers: Ein feste Burg ist unser Gott / ein gute Wehr und Waffen.

Frankreich singt den zweiten Vers: Mit unsrer Macht ist nichts getan / wir sind gar bald verloren.“

Nein, man kann Luther nicht für solche Perversionen verantwortlich haben. Aber wahr ist auch: er hat es ihnen viel zu leicht gemacht. Es sind die Nuancen in der Sprache und in der Tonalität, die aus einem Sehnsuchts- und Hoffnungslied inmitten von Hoffnungslosigkeit und Angst ein trotziges Kampflied werden ließen.

Vergleicht nur mal die ersten Verse:

„Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben“.

Das klingt schon ziemlich anders als:

„Ein feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen.“

Wo der Psalmist sein Lied mit zerbrechlicher Feder schreibt, nutzt Luther den dicken Hammer, als müsse er sein Lied als 96. These an die Tür der Schlosskirche von Wittenberg hämmern.

Im ersten Weltkrieg wurde das Lutherlied auch auf Feldpostkarten angeboten – aber mit zunehmendem Kriegsverlauf wurden solche Karten immer seltener von der Front in die Heimat geschickt. Mit martialischem Trotz kann man die Angst eine Weile verdrängen und sich aufputschen – aber wenn der Rausch nachlässt, holt sie einen umso furchtbarer ein.

Nein, wenn wir den Angst- und Hasspredigern etwas entgegensetzen wollen, dann brauchen wir eine Sprache und eine Tonalität, die die reale Not, die realen Bedrängnisse weder ausblendet, noch verzerrt, aber schon gar nicht heroisch überhöht.

Eine Tonalität, die beides zusammenhält: Den Seufzer unseres Liedes „Ach wie lang, auch lange, ist dem Herzen bange“ Und das hoffnungsfrohe: „Darum fürchten wir uns nicht“.

Zum Glück gibt es solche Lieder, die beides zusammenhalten. Lieder, die mir in diesen Tagen wieder zu „Seelenbrot“ geworden sind.

Mit meiner inzwischen zehnjährigen Tochter singe ich gelegentlich die Hymne der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Ich habe ihr davon erzählt, wie mich selbst schon als Kind im Konfirmandenunterricht das Leben von Martin Luther King geprägt und beeindruckt hat.

Diese düsteren Schwarz-weiß-Bilder aus dem tiefen rassistischen Süden, wie die Bürgerrechtler auf ihrem Marsch für die Freiheit an den Ortseingängen von Selma oder Montgomery, Alabama dem Mob und den Schlägertruppen der Polizei gegenüberstanden - die Angst in den Gesichtern der Demonstrantinnen und Demonstranten. Und wie dann irgendwann jemand mit zittriger Stimme zu singen begann und die anderen erst zaghaft und dann immer kräftiger eingestimmt sind:

„We shall overcome“ (1.Strophe singen).

Und ich habe ihr erzählt, wie sich dann die Menschen in Bewegung gesetzt und einander untergehakt haben „We walk hand in hand“ - und wie sie die Angst gespürt, aber sich nicht mehr von ihr haben lähmen und aufhalten lassen „We are not afraid!“

Wir haben keine Angst! darum fürchten wir uns nicht! – denn „God is on our side“, Gott ist keine Burg, sondern ein Begleiter in unserer Bedrängnis, er nimmt unserer Furcht das Lähmende, er nimmt ihr die Macht über uns.

Was die alten schwarz-weiß Bilder aus den Südstaaten der USA in meiner Kindheit waren, das sind heute die Handy-Videos in den sozialen Netzwerken aus dem Iran. Mutige junge Menschen, weit überwiegend Frauen, die zu tausenden durch die Städte und zum Grab von Mahsa Amini ziehen und rufen „Wir fürchten uns nicht, wir fürchten uns nicht, weil wir alle zusammenhalten.“ Und auch sie haben ihre Lieder, ihr Seelenbrot.

Liebe Schwestern und Brüder, der dumpfe Rassismus in den US-Südstaaten vor 50 Jahren, die brutale Diktatur im Iran heute: wir können dankbar sein, heute in einer nicht perfekten, aber immer noch stabilen Demokratie zu leben.

Aber auch wir müssen uns auf dem Weg machen, um es mit Zuversicht durch die Bedrängnisse dieses vor uns liegenden Winters schaffen. Unsere Herzen sind bange – aber wir überlassen unsere Sorgen und Ängste nicht den Angst- und Hasspredigern, nicht den Spaltern und Verächtern der Demokratie. Wir lassen nicht zu, dass Menschen und Gruppen mit ganz unterschiedlichen Sorgen gegeneinander ausgespielt werden – nicht hier in unserem Land, in unserer Stadt und in unserer Nachbarschaft - und erst recht nicht gegen die Ängste der Menschen in der Ukraine, die zuerst und am dringendsten unsere Solidarität brauchen.

Unsere Energiekosten explodieren eben nicht wegen der Ukraine, nicht wegen der Sanktionen gegen Russland, sondern weil wir uns über viele Jahre sehenden Auges in die Erpressbarkeit eines Menschheitsverbrechers begeben haben.

„Darum fürchten wir uns nicht“.

Es gibt noch einen Ohrwurm, noch ein Seelenbrot, das mir seit vielen Jahren und ganz besonders in diesen Zeiten Kraft gibt, weil es – wie unser Psalm – den Trost nicht durch Flucht aus der Realität, sondern inmitten aller Bedrängnis zusagt.

In Wolf Biermanns „Ermutigung“ beginnt die Gitarre. Das harte Stakkato der Akkorde hat etwas bedrohlich Brutales. Aber über diesem Wüten der Welt setzt der Gesang mit ganz anderen, zerbrechlich-ermutigenden Tönen an:

(Singen!)

„Du, lass dich nicht verhärten,  
in dieser harten Zeit.

Die allzu hart sind brechen,  
die allzu spitz sind stechen  
und brechen ab sogleich  
und brechen ab sogleich.“

Viele von Ihnen werden das Lied kennen. Es geht weiter:

„Du, lass dich nicht verbittern.  
In dieser bitteren Zeit.“

„Du, lass dich nicht erschrecken  
In dieser Schreckenszeit.“

Und dann nimmt das Lied eine Wendung:

„Du lass dich nicht verbrauchen,  
Du brauchst uns und wir brauchen:  
Grad deine Heiterkeit.

Haben Sie es gemerkt? In dieser vierten Strophe wird aus dem Du zum ersten Mal ein Wir:  
Du brauchst UNS und WIR brauchen.....

„...grad deine Heiterkeit.“

Ausgerechnet die Heiterkeit. Heiterkeit gegen die Verhärtung, Heiterkeit gegen den Schrecken, Heiterkeit gegen Verbitterung. Seelenbrot!

Ja, wir werden beides brauchen: das DU und das WIR – und wie Menschen, die uns mit ihrer Lebensfreude davor bewahren, hart und bitter zu werden.

Zusammenhalt braucht diesen Gegenpol zu allem, was uns niederdrückt. Eine freudlose Gesellschaft wird niemals eine solidarische Gesellschaft werden können. Und weil mir selbst die Heiterkeit nicht in die Wiege gelegt ist, weiß ich, wie sehr ich auch ganz persönlich Menschen brauche, die mir mit ihrer ansteckenden Fröhlichkeit manches niederdrückende Gewicht von den Schultern nehmen.

Wolf Biermann ist hier übrigens viel näher an unserem Psalm, als Luther mit seiner Trutzburg. Inmitten der Bedrängnisse, die Psalmist besingt, heißt es plötzlich:

„Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein“. Der Trostort, der Sehnsuchtsort: ein Ort der Heiterkeit – der dem Geschehen und unserem Psalm eine Wendung gibt.

Gewalt, Hass und Zerstörung werden nicht triumphieren, haben nicht das letzte Wort. Die Mordwaffen selbst werden am Ende selbst zerstört werden, weil Gott selbst den Kriegen in aller Welt ein Ende setzt, „dass er den Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt“, wie es der Psalmist ausmalt.

Gott führt Krieg gegen den Krieg! Das ist die Friedenshoffnung inmitten aller Hoffnungslosigkeit, der Trost in trostloser Zeit. Das ist das „Fürchte dich nicht“, das unserem „Darum fürchten wir uns nicht“ schon lange vorausgeht.

Liebe Schwestern und Brüder, diese Botschaft von der Friedenshoffnung wider alle Hoffnung brauchen wir heute dringender denn je.

Vielleicht haben wir auch als Christinnen und Christen die Zeichen der Zeit zu lange übersehen, weil wir den Krieg in Europa für so undenkbar und unvorstellbar hielten, dass wir ihm am Ende nichts mehr entgegenzusetzen hatten. Auch deshalb bleibt uns jetzt nur, das Opfer beharrlich gegenüber dem Aggressor zu unterstützen.

Gerade, weil wir der Ukraine im Frühjahr mit guten Gründen die ersehnte Flugverbotszone nicht geben konnten: sollte ich heute nicht dankbar sein über jeden einzelnen Menschen, jede Rentnerin und jedes Kind, die nach einer bangen Nacht im Luftschutzkeller lebendig in ihre unzerstörte Wohnung zurückkehren kann - weil Luftabwehrsysteme auch aus Deutschland inzwischen zumindest jede zweite Cruise Missile, Iskander oder iranische Drohne unschädlich machen, bevor sie ganz gezielt in Wohn- und Krankenhäuser einschlagen – weit ab der Front in Kiew, Charkiw oder Odessa? Jeder einzelne dieser Angriffe ein Kriegsverbrechen, in ihrer Summe ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit!

Aber wenn es in der Vergangenheit ein Fehler war, den Krieg zu lange für undenkbar zu halten, dann lasst uns bitte heute nicht den umgekehrten Fehler machen: lassen wir nicht zu, dass nun der Frieden für Jahre und Jahrzehnte so undenkbar und unvorstellbar wird, dass wir uns nur noch in der Logik tödlicher Konfrontation einrichten können.

Meiner Tochter, unser aller Kinder und Enkel sind wir es schuldig, alles uns Mögliche zu tun, dass ein neuer kalter Krieg nicht die beste aller noch vorstellbaren Welten wird – nur diesmal unendlich viel gefährlicher und fragiler als der Kalte Krieg im vorigen Jahrhundert.

Wir werden Gottes Zusage nicht aufgeben, dass auch in dieser Welt und auf diesem Kontinent wieder Schwerter in Pflugscharen und Panzer zu Mähdreschern verwandelt werden können. Und Nein: das ist nicht dasselbe wie die wohlfeilen Empfehlungen in Talkshows, die Ukraine möge sich doch um des lieben Friedens willen dem russischen Aggressor ergeben. Nur mit einer freien und souveränen Ukraine kann es überhaupt die Hoffnung geben, dass Europa irgendwann wieder zu einem Ort des Rechts und der Kooperation wird.

„Darum fürchten wir uns nicht“.

Aus Wolf Biermanns „Ermutigung“ fehlt noch eine letzte, aber die wichtigste Strophe:

„Wir wolln es nicht verschweigen

In dieser Schweigezeit

Das Grün bricht aus den Zweigen

Wir wolln das allen zeigen

Dann wissen sie Bescheid“

Liebe Schwestern und Brüder,

„wir wolln das allen zeigen!“

Das ist mir am Schluss noch ganz wichtig: Die Angst- und Hassprediger sind schon unterwegs, um überall auf den Plätzen unserer Städte und im Internet ihr Narrativ des Scheiterns zu verbreiten - und seien sie sicher: das wird in den kommenden Monaten noch lauter und schriller werden. Diesen falschen Propheten dürfen und werden wir den öffentlichen Raum nicht kampflos überlassen. Wir müssen und wir werden ihnen unsere Erzählungen der Hoffnung und gelingender Solidarität entgegensetzen – nicht schrill, aber laut und unüberhörbar!

Deshalb bin ich so froh, dass Kirchen, Diakonie und Caritas der dumpfen Parole des „Wutwinters“ ihr Versprechen eines „Wärmewinters“ entgegensetzen, dass es hier bei Ihnen das Bündnis „Zusammenhalten in Pforzheim“ gibt und dass sich bundesweit viele demokratische Kräfte im Bündnis „Solidarischer Herbst“ zusammengeschlossen haben, um auch notwendige Kritik und Protest nicht den Verächtern der Demokratie zu überlassen.

Jetzt müssen wir alles das nur noch zusammenbringen und mit Leben füllen: „Wärmewinter“ und „Solidarischer Herbst“, gelebter Zusammenhalt und demokratischer Streit um die richtigen und gerechte politische Maßnahmen sind verschiedene Seiten derselben Medaille.

Wenn wir Hand in Hand in die vor uns liegende Zeit gehen, wenn wir einander vor Bitterkeit und Verhärtung bewahren, wenn wir der Heiterkeit Raum geben und auch unseren banger Herzen immer wieder Seelenbrot geben – dann können wir dem vor uns liegenden Winter getrost entgegen gehen und mal zaghafter und mal hoffnungsvoller singen und sagen: We are not afraid! „Darum fürchten wir uns nicht!“

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, der bewahre unsere banger Herzen und Sinne, in Christus Jesu. Amen